Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 68 (1988)
Heft: 5

Artikel: Medizin und Antimedizin : eine Wissenschaft und ihr Schatten
Autor: Starobinski, Jean
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-164572

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Jean Starobinski

Medizin und Antimedizin

Eine Wissenschaft und ihr Schatten

Die weite gegenwärtige Verbreitung antimedizinischer Haltungen und Einstellungen ist erstaunlich. Nie zuvor verfügte die wissenschaftliche Medizin über ein so präzises und umfassendes Können. Sie weiss immer mehr über den Mechanismus der Krankheiten und gebietet über immer zahlreichere und sicherere Instrumente der Forschung und der Intervention.

Warum wird sie dennoch erneut in Frage gestellt?

Eines hat man den Ärzten zu allen Zeiten vorgeworfen, nämlich dass sie mächtig, aber nicht allmächtig sind. Früher oder später verliert die Ärztekunst den Kampf gegen den Tod. Der Misserfolg hat immer auch seinen festen Platz. Diese unausweichliche Fehlbarkeit wird durch jene ausgenützt, die behaupten, ein der «offiziellen» Medizin überlegenes Wissen zu besitzen. Heiler oder Verabreicher von Wunderdrogen bieten ihre Dienste an, wo immer die wissenschaftliche Ärztekunst sich für machtlos erklärt oder wo sie zögert, etwas zu versprechen, was sie nicht mit Sicherheit bewirken kann.

Anderseits ist unbestritten, dass die heutige Medizin ihren Aufschwung und Wandel der Entwicklung der «technisierten Zivilisation» verdankt, mit der sie eng verbunden ist. Es ist daher nur folgerichtig, wenn die Medizin den gleichen Anschuldigungen ausgesetzt wird, wie sie an die Zivilisation gerichtet werden, aus der sie hervorgeht und mit der sie solidarisch ist. Das «Malaise in der Zivilisation» ist somit auch das Malaise in der Medizin. Gleich wie die Technik kann die Medizin wie ein überdimensioniertes Unternehmen auftreten, das von seinen eigenen Schöpfern schwer zu bewältigen ist. Je mehr eine Technik ihre Instrumente vervielfacht, desto grösser wird die Versuchung, sie alle sozusagen kritiklos einzusetzen, besonders wenn es an und für sich gute Instrumente sind. Wenn man vieles kann, passiert es, dass man des Guten zuviel tut. So kann man mit den besten Absichten dazu veranlasst werden, die Anzahl der «verarzteten Fälle» bis zum Exzess auszudehnen. Die heutigen Ärzte sind übrigens die ersten, die sich fragen, ob die Nutzung ihrer vielfältigen Möglichkeiten nicht menschliche Überbeanspruchung und disproportionierte Sozialkosten nach sich ziehe. Wie legitim es auch sein mag, über alle Möglichkeiten gesundheitlicher Beeinträchtigung zu wachen, so ist es doch abwegig,

jedem Menschen von Geburt an einen medizinischen Identitätsausweis zuzuteilen. (Die Medizin kann sich während eines Menschenlebens verändern.) Dieser ärztlichen Überbetreuung, zu der die Öffentlichkeit einen beträchtlichen Anteil beitragen muss, wird seitens der gleichen Öffentlichkeit ein ungereimter, wirrer, von Misstrauen gekennzeichneter Protest entgegengebracht.

Da ist zuerst einmal ein individualistischer, durchaus gerechtfertigter Protest: «Lasst mich mein eigenes Leben leben und meinen eigenen Tod sterben!» Anderseits zeichnet sich ein Hang zum Irrationalen ab, der um so unausrottbarer ist, als er sich nicht begründen lässt: das Bedürfnis zu glauben bleibt lebendig, es ist in tiefster Seele auch bei demjenigen gegenwärtig, der sich der wissenschaftlichen Medizin anvertraut; er ist auch bereit, wie eh und je auf jene zu hören, die ihm irgendein Wunderkraut oder magisches Ritual empfehlen. Diese archaischen Praktiken stossen auf zusätzliches Interesse, wenn sie sich als Verfolgte der «offiziellen» Medizin darstellen, die eifersüchtig über ihr Monopol wacht.

Das missachtete Subjekt

Es trifft zu, dass die hohe Technizität und die objektive Strenge, welche die Präzision der seriösen medizinischen Arbeit garantieren, sich leider oft mit einem gleichgültigen und unpersönlichen Verhältnis zum Patienten verbinden. Der Kranke, der in den Händen der wissenschaftlichen Medizin keine genügende Beachtung seiner Person und seines Leidens verspürt hat, wird versucht sein, diese kalte Vernunft zurückzuweisen, die mit ihm wie mit einer Sache umgeht. Lieber wird er auf die Magier hören oder auf jene, die — unter welcher doktrinären Flagge auch immer — seine Ungewissheit und seine Angst eher anzusprechen scheinen.

Andere Argumente entspringen dem Fanatismus. Man behauptet , dass die machthungrige, mit dem andern Monster — der Industrie — verbundene Ärzteschaft ein gewinnbringendes Zwangsmonopol für sich beanspruche. Diese Anschuldigungen, die Ausdruck der verfolgt-verfolgenden, mit der politischen Szene verbundenen Paranoia sind, finden ihre Resonanz. Muss man sich darüber wundern? Niemand bestreitet, dass die Gesundheitskosten im öffentlichen Budget beträchtlich sind. Aber man frage die Ankläger, ob sie möchten, dass die Sozialversicherung ihre Leistungen kürze. Und man wird sie darauf aufmerksam machen, dass das Resultat ihrer Anschuldigungen konkret nicht die Reduktion, sondern die Verschiebung des ärztlichen Aufwandes ist. Auch die «Parallelmedizin» ist eine Industrie; ihr Umsatz ist weniger direkt kontrollierbar. Mit genügend Werbung und in Ermangelung jeglichen objektivierbaren therapeutischen

Erfolges (wobei das Hörensagen hier die Rolle des ausreichenden Beweises übernimmt) beuten die Parallelmedizin und die magischen Praktiken einerseits die unvermeidlichen Misserfolge der wissenschaftlichen Medizin und anderseits die weitverbreitete Überzeugung des «Rechts auf Gesundheit» aus, welches jede Krankheit dem Fehler jener zuschreibt, die nicht sahen, worin sie bestand und nicht taten, was zu tun war. Der wissenschaftlichen Medizin, die sich in vielen Fällen nicht erlaubt, von Gewissheit zu sprechen, kann hier leicht ein Versagen angekreidet werden.

Der Medizinhistoriker kann nachweisen, dass ähnliche Auseinandersetzungen schon früher stattgefunden haben. Er wird zwar das Neue und Erstmalige der gegenwärtigen Situation beleuchten, aber mag zu ihrer Entdramatisierung beitragen. Der Historiker lehrt uns, dass die heutige Antimedizin nur eine moderne und vergröberte Variante einer Antimedizin ist, wie sie die Medizin im Laufe der Jahrhunderte als ihr Schatten begleitet hat. Zahlreiche Schriften der griechisch-römischen Antike können uns als Interpretationsmodelle für unsere gegenwärtigen Fragen dienen.

Pindars Äskulap

Man denke an die Art und Weise, wie der Mythos des Äskulap von Pindar in der dritten seiner Pythischen Oden vorgestellt wird. Äskulap entsprang der Liebe Apollos mit Coronis, einer Sterblichen. Diese, obwohl schwanger, betrügt den Gott, indem sie in die Ehe mit einem Sterblichen einwilligt. Um sich zu rächen, bittet Apollo seine Schwester Artemis, die Ungetreue mit ihren Pfeilen zu treffen. Der Leichnam der Coronis wird auf den brennenden Scheiterhaufen getragen. Während die Flammen aufsteigen, wird Apollo vom Mitleid für das Kind ergriffen, und er entreisst es dem Leib der Toten. So ist der göttliche Heiler von seinem Ursprung her durch eine Doppelnatur gekennzeichnet. Sohn des Sonnengottes, wurde er von einer Sterblichen empfangen und dem Leichnam seiner Mutter entrissen. Er trägt in sich das väterliche Licht und die Finsternis, aus der er befreit wurde. Die Fortsetzung des Mythos ist nicht weniger bedeutungsschwer: Als Kind wird Äskulap dem Kentaur Chiron anvertraut, der die Pflanzen, die Beschwörungsformeln und den Gebrauch des Messers kennt — d.h. die drei Grundlagen des Ärztehandwerks in den frühen indoeuropäischen Gesellschaften. Chiron ist ein Kentaur, der als solcher auch eine Doppelnatur — eine tierische und eine menschliche — hat. Ihm wurde eine höhere Daseinsform beschert, aber er ist verletzbar; er wird an einem im Blut der Hydra von Lerne getränkten Pfeil sterben, den Herkules auf ihn schiesst.

Äskulap selbst ist sterblich. Gemäss dem Text von Pindar begeht Äskulap einen schwerwiegenden Fehler, indem er sich vom Gold verlocken

lässt, einen Toten zum Leben zu erwecken. Dieses Vergehen wird bestraft: Zeus lässt den Verwegenen vom Blitz erschlagen. So spielt sich in diesem Urmythos alles im Grenzbereich der Unsterblichkeit und des Todes ab. Aus dem Feuer gerettet, vom Blitz erschlagen, überschreitet Äskulap zweimal die Grenze zwischen der Welt des Lichtes und dem Reich der Finsternis. Sein Schicksal inspiriert Pindar zu diesen Versen (aus denen Valéry den Epigraph des *Cimetière Marin* macht): «O meine Seele, strebe nicht nach dem unsterblichen Leben, sondern geniesse die Fülle dessen, was dir erreichbar ist.»

Unterdessen vermerken wir, dass der Anreiz des Goldes ins Spiel kam. Der göttliche Heiler hat sein hohes Können nicht unentgeltlich ausgeübt. Dies ist ein Teil des Vergehens, das zur Strafe führte ... Zwischen Tod und Leben, Macht und Exzess, Wohltat und Begierde, verleiht Pindars Text der Figur Äskulaps eine ganze Menge widersprüchlicher Eigenschaften. Erinnern wir uns aber auch daran, dass Äskulaps Vater Apollo gleichzeitig ein heilender Gott ist und ein Gott, dessen Pfeile die Pest erzeugen. Es ist einer jener beispielhaften Fälle, anlässlich derer man zu Recht von der «Doppeldeutigkeit des Heiligen» sprechen kann.

Diese mythischen Bilder sind geeignet, uns ein Phänomen verständlicher zu machen, das sich in Einstellungen und Verhaltensweisen des Alltags äussert: die Ambivalenz der vom Arzt ausgelösten Gefühle. Unsere modernen Legenden machen aus ihm einmal das Genie des Guten, dann wieder den beunruhigenden Erzeuger des Bösen. Robert Stevensons Erzählung «Dr. Jekyll und Mr. Hyde» ist in der modernen Literatur die typische, aber bei weitem nicht die einzige Illustration. In Stevensons Novellen sind ein ehrenwerter Arzt und ein entsetzlicher Mörder ein- und dieselbe Person: mit einem genialen pharmazeutischen Präparat wollte der Arzt sein eigenes Überleben sichern, doch gab es Nebenwirkungen. Vielleicht handelt es sich hier um eine Gesetzmässigkeit der Phantasie gegenüber jeder Form der Macht. Das Wesen, das mehr *kann,* wird verdächtigt, seine Kräfte zu verwenden, um zu bewahren oder um zu zerstören. Denken wir an die Filme, in denen der Arzt erscheint: wir brauchen nur anders zu schauen oder ein Schatten über dem Antlitz des Schauspielers genügt, damit sein Lächeln Schrecken einflösst. Der Arzt teilt dieses schreckliche Privileg mit dem Herrscher, dem Priester, dem Chemiker, dem Grossindustriellen.

Der Corpus hippocraticus

Wir machen andere Feststellungen, wenn wir den *Corpus hippocraticus* zur Hand nehmen, die Sammlung der traditionsgemäss dem Hippokrates

zugeschriebenen Abhandlungen, die aber in Wirklichkeit verschiedenen, schwer zu bestimmenden Autoren und Epochen entstammen. Die wissenschaftliche Medizin findet dort ihre grundlegenden Texte. Nun ist seit der frühesten Epoche ersichtlich, dass das ärztliche Denken, das sich auf Experimente und die daraus gezogenen Schlussfolgerungen beruft, in erster Linie ihre Legitimität und nicht ihre Fundiertheit zu beweisen sucht, und sie tut dies, indem sie an mehreren Fronten kämpft. Sie behauptet sich gegen verschiedene Richtungen der Antimedizin. Mit andern Worten: sie will davon überzeugen, dass sie den andern Methoden, die es streitig machen, überlegen ist. Der Autor der *Alten Medizin* macht sich zum Verteidiger eines diätetischen Langzeitexperiments gegen die Spekulationen der Philosophen, die in allgemeinen Begriffen über die Elemente und den Aufbau der natürlichen Welt argumentieren. Der Arzt fühlt seinen Beruf durch jene bedroht, die vorgeben, die wahre *Natur* aller Dinge zu kennen.

Im Gegensatz dazu behauptet der Autor der *Heiligen Krankheit,* dass man auf einer *natürlichen* Auffassung der Phänomene aufbauen muss (und vor allem auf der in den Hirnvenen zirkulierenden Luft), ohne dem Volksglauben Beachtung zu schenken, der die Epilepsie übernatürlichen Ursachen wie Unreinheiten und bösen Dämonen zuschreibt, die leichtgläubige Menschen durch Zaubersprüche und Reinigungsrituale auszutreiben meinen. Die Krankheit muss als eine Naturgegebenheit unter anderen verstanden werden. Die Medizin fordert ihre spezifische *Originalität* im Widerspruch gegen die magischen Interpretationen. Jede Berufung auf Kräfte, über die die Vernunft nicht gebietet, wird als nichtärztlich, antimedizinisch aufgefasst.

Der Autor der Abhandlung über die *Kunst* gibt sich Mühe, einen Gegner zu widerlegen, der die Realität der Ärztekunst bestreitet; der gleiche Autor sammelt die Argumente des Gegners, der behauptet, dass die Heilungen zufällig erfolgen und sich die Ärzte bloss den Ruhm dafür zuschreiben; er witzelt über die ärztlichen Misserfolge, er fragt, warum die Ärzte sich so oft weigern, einzugreifen: sicher sei es nur deshalb, weil sie zum voraus wüssten, dass sie nichts bewirken könnten. Darauf antwortet der Arzt, Autor der *Kunst,* Punkt für Punkt.

Noch bevor die Kämpfe unter rivalisierenden Schulen entbrennen, muss die Medizin ihre Legitimität verteidigen. Sie muss darlegen, dass sie eine Kunst ist — mit dem gleichen Recht wie andere anerkannten Künste; dass sie aus erwiesenen Gründen befugt ist, die Gesundheit wiederherzustellen. Die Autoren der hippokratischen Abhandlungen — die zweifellos fahrende Ärzte waren — wenden sich oft an ein Laienpublikum in der Absicht, dieses für ihre Sache zu gewinnen, sein Vertrauen zu erringen. Denn das Publikum hielt sich zwischen religiöser Tradition, Hausmitteln und Ratschlägen der Sophisten für ausreichend versorgt. Damit man auf

ihn hört, muss der Azrt seine Kunst der *Prognose,* seine Kasuistik der jeweils passenden Diät vorbringen.

Beim Lesen dieser Texte spürt man, dass er Kreisen entgegentreten muss, die ihm nicht immer wohlwollen: Widerstände und Misstrauen müssen überwunden werden.

Im vierten Buch der *Diät* (§ 87) heisst es: «Beten ist gewiss eine geeignete und ausgezeichnete Sache, aber auch wenn man die Götter anruft, soll man sich doch selbst helfen.» Es geht also darum, die Bereiche der Pietät und des menschlichen Eingreifens voneinander zu trennen. Der Arzt verwirft das Gebet nicht, er gibt nur zu verstehen, dass es möglicherweise nicht ausreicht. Aber wir wissen auch, dass die Medizin, als sie mit ihrer Weisheit zu Ende war, nichts dagegen hatte, dass die Patienten im Tempel Äskulaps schliefen und im Schlaf den göttlichen Heiler um Rat baten. Der Arzt hat schliesslich keine Mühe, sich mit einer religiösen Praktik abzufinden, besonders wenn der als letzte Instanz herbeigerufene Gott sozusagen zur Familie gehörte. Gehen wir von der Legitimität der anerkannten Medizin aus — gehen wir vom Arzt, der Mitglied der Ärzteschaft geworden ist, aus. Das Verhalten des Arztes (gewisser Ärzte) wird nicht kritiklos hingenommen. Von Äsop bis Martial wählt eine ganze Literatur der Fabeln und der Epigramme die Geldgier des Arztes, die Heuchelei seiner Tröstungen oder die tödliche Wirkung seiner Rezepte zur Zielscheibe. Im Mittelalter und im 16. Jahrhundert, als die Medizin keine neuen Errungenschaften zu verzeichnen hatte, können dieselben Spöttereien gefunden werden.

Einige bedeutende Texte sollen jedoch herausgegriffen werden, weil man darin sowohl sehr differenzierte Arten der Anschuldigungen als auch die «Quellen» findet, aus denen die antimedizinische Argumentation im Laufe der Jahrhunderte geschöpft hat.

Der Spott des Plinius

Erstes und wichtigstes Dokument: Plinius der Ältere und seine *Naturgeschichte* (1. Jahrhundert n. Chr.). Diese umfangreiche Enzyklopädie enthält vielfältige Hinweise auf die Heilkräfte der natürlichen Substanzen. Man findet ein ganzes Arzneibuch. Doch Plinius will der Tradition der griechischen Ärzte — die ganze Medizin ist aber griechisch — nichts zu verdanken haben. Zu Beginn des 29. Buches legt Plinius — in stark vereinfachter Form — die Geschichte des ärztlichen Denkens vor. Mit Genuss hebt er die Widersprüche und Gegensätze unter den ärztlichen Schulen hervor, vor allem aber nimmt er die Berichte der Ärzte als Werbung; sie sind Abenteurer, die schnell reich werden wollen. Es sind weniger die Doktrinen als die astronomischen Honorare und die Unkorrektheit der Ärzte, was Plinius

anprangert. Gemäss Plinius ist Thassalus, der unter Nero wirkt, der Mann des Tages: «Kein Schauspieler, kein Stallknecht des Zirkus hatte bei seinen öffentlichen Ausgängen je einen grösseren Begleittross. Inmitten dieser Welle wurde die ihm gezollte Verehrung überholt durch jene, die Crinas von Marseille entgegengebracht wurde. Um noch besser abgeschirmt und noch frommer zu erscheinen, verband er zwei Künste: er verteilte die Speisen nach der Bewegung der Sterne ... und hielt dabei die Stunden ein. «Kürzlich hat er zehn Millionen Sesterzen hinterlassen ... jenem Arzt und Astrologen Charmis, der nur kalte Bäder verschreibt ... Sicher erkauften sich diese Leute den Erfolg, den sie mit irgendeiner Neuheit suchten, auf Kosten unseres Lebens.» Daher die traurigen Auseinandersetzungen an den Krankenbetten, wo keiner einer schon geäusserten Ansicht zustimmte aus Angst, von einem andern abhängig zu scheinen; daher die düstere Grabinschrift: «Die Menge der Ärzte hat mich getötet.»

Martial entwickelt in einem Epigramm den gleichen Sarkasmus auf etwas andere Art: «Ich war müde: du, Symmachus, kamst mir sogleich zu Hilfe, begleitet von hundert deiner Jünger. Hundert eisige Hände bewegten sich auf meinem Körper. Damals hatte ich kein Fieber, Symmachus; heute brennt es auf meinen Lippen». Dieses Thema zieht sich durch die ganze antimedizinische Literatur: jeder Arzt beharrt darauf, am Krankenbett mit seiner Meinung allein zu sein und die Autorität seiner Berufskollegen zu brechen — und der Kranke bezahlt den Preis. Der Ärztestreit ist gleichzeitig komisch und tragisch: komisch, weil die Rivalitäten bezüglich des Berufsstolzes lächerlich sind, wenn keiner Zugang zur Wahrheit hat; tragisch, weil der Kranke darüber vergessen wird und zweifellos daran stirbt. Die Erinnerung an Plinius den Älteren ist gegenwärtig bei Petrarca (in den «Schmähschriften gegen einen Arzt»), bei Montaigne, Molière, Rousseau und bis zur «Peau de Chagrin» von Balzac.

Aber es gibt einen Vorwurf, den ich noch nicht erwähnt habe und der in der Meinung des Plinius schwerwiegt. Alle Ärzte sind Griechen, die Medizin wird allgemein in griechischer Sprache praktiziert. Wäre die Medizin nicht die Rache des besiegten Griechenland gegen den römischen Eroberer? Plinius zitiert ausführlich die fremdenfeindlichen Argumente Catos des Älteren: «Sie schworen, alle Barbaren mit der Ärztekunst zu töten; sie üben diesen Beruf gegen Bezahlung aus, um ihr Vertrauen zu gewinnen und sie ins Verderben zu stürzen ... Ein für allemal, ich verbiete euch die Ärzte.» Cato wollte, dass sich die Römer an die in Rom seit sechshundert Jahren geltenden «Hausmittel» hielten. Welche? Zum Beispiel an den Kohl, das Heilmittel gegen praktisch alle Krankheiten: «Der Kohl treibt alle Tumoren aus und alles, was aufgelöst werden muss; gekocht beugt er Träumen und Schlaflosigkeit vor; mit Rotwein lässt er die Galle fliessen; man solle auch den Urin dessen aufbewahren, der Kohl gegessen hat: auf-

gewärmt ist er ein gutes Nervenheilmittel...» usw. Dieser alten Therapie mit dem richtigen Kraut schien man allen medizinischen Neuerungen gegenüber den Vorzug zu geben. Plinius zählt eine Reihe Argumente auf, die ihn überdauerten:

> Die Medizin ist die einzige Kunst, wo man dem zuerst glaubt, der sich Fachmann nennt, obwohl der Schwindel nirgends so gefährlich ist (...) Man wird durch die sanfte Hoffnung verführt (...). Die Ärzte lernen auf unsere Gefahr; sie experimentieren, indem sie mit souveräner Straffreiheit töten, und der Arzt ist der einzige, der den Tod herbeiführen kann (...) Sagen wir die Wahrheit: die moralische Verderbtheit hat keine aktivere Ursache als die Medizin.»

Aber Plinius, Verächter der Leichtgläubigkeit, legt keinen sonderlich kritischen Geist an den Tag, wenn er den ihm ekannten Substanzen Heilwirkung zuschreibt. Man muss schon sehr leichtgläubig sein, um die folgenden Ratschläge zu befolgen: «Man behandelt Kopfschmerzen mit Asche des Wiesels, mit einem unter das Bett gelegten Zweig aus dem Nest eines Wanderfalkens, mit einem Rattenfell, das man verbrennt und dessen Asche man mit Essig vermischt anwendet, mit dem kleinen Knochen einer Schnecke, die man zwischen zwei Wagenspuren gefunden hat; man führt diesen kleinen Knochen mit einer Elfenbeinnadel durch das Ohr, oder keine seltenen und teuren Produkte erfordern, die jedoch an das Gebräu der Hexen in *Macbeth* erinnern, obwohl Plinius ein erklärter Feind der Magie ist.

Seit der griechischen Antike hatten die Ärzte als Spezialisten der Diät und der Prognose die *physiologoi* als Rivalen, die Philosophen, die die Natur als Ganzes abhandelten. Plinius der Ältere, der eine ganze *Naturgeschichte* zusammenstellt, ist ein später Repräsentant dieser Opposition. Auf Grund einer Erkenntnis, die er für universeller hält, stellt er der Medizin andere Heilpraktiken gegenüber. Er kritisiert die Medizin von aussen her, als Nichtmediziner, tut dies aber, um ihr Gebiet zu erobern oder genauer, um sie aus dem Bereich der alten und vertrauenswürdigen Gebräuche zu vertreiben, deren Platz sie unerlaubterweise eingenommen hat. Dabei besteht seine Leistung einzig darin, eine Diätetik und eine Pharmakopöe anzubieten, die der Erfahrung seit urdenklichen Zeiten und der Weisheit der Natur näherkommt. Kurz, er gibt sich als Repräsentanten einer besseren Ärztekunst aus.

Ärztestreit

Was diese Strategie erleichtert, ist die Kritik, die die Anhänger der besonderen Lehrmeinungen, die Jünger der verschiedenen medizinischen

«Sekten» einander angedeihen lassen. Die Streitgespräche *unter Ärzten* blieben nicht aus; das Aufeinanderprallen der Theorien, der Systeme, der Unduldsamkeiten wurden von aussenstehenden Beobachtern belächelt. Als Beispiel zitiere ich die scharfen Kritiken, die Galenos im 2. Jahrhundert gegen die Methodiker richtete: er wirft ihnen ihr Strebertum, ihren Eigendünkel, ihre Vereinfachungen vor. Sie erlaubten sich zu glauben, dass die Merkmale durch die sichtbaren Ursachen gegeben seien, dass die verdeckten Ursachen nicht erforscht werden müssten, dass sich alle Erkrankungen auf eine Entspannung oder eine Anspannung reduzieren liessen oder auf eine Mischung von beiden. Sie hätten die Stirn, ihren Schülern eine verkürzte Lehrzeit vorzuschlagen: sechs Monate würden genügen ohne die geringsten anatomischen Kenntnisse.

Man findet diese Anschuldigungen in zwei überlieferten Abhandlungen: *Von den Sekten, zu den Studenten,* und *Von der besten Sekte, in Thrasybulos.* Man muss bedenken, dass es der Medizin bis ins 19. Jahrhundert — sogar nach der Kodifikation durch die mittelalterlichen Universitäten als einer Art anerkannter allgemeiner Medizin — nie gelungen ist, sich als ein vollkommen geeintes Wissen darzustellen; die Abweichungen betrafen grundsätzliche Punkte: Definition des Lebens, Erklärung der Krankheit, Eigenschaften der Medikamente.

Die häufigen Angriffe eines Arztes gegen den Kollegen einer anderen Schule ermutigt Nichtmediziner, sich gegen alle Ärzte zu wenden. Der Nichtmediziner hat keine Mühe, die kritischen Auseinandersetzungen, wie sie unter Ärzten geübt werden, nachzuahmen, um so mehr, als der Unterschied des wirklichen Wissens zwischen Ärzten und Nichtärzten jahrhundertelang nicht sonderlich gross war. Als Feind der Medizin ist Montaigne nicht weniger gelehrt als jene, deren Ratschläge er von sich weist. Descartes, Philosoph und Physiker, unternimmt es, der Medizin neue Grundlagen zu geben, ohne dass er durch die Medizinschule gegangen wäre: Ärzte bekennen sich als seine Schüler.

Paracelsus

Der Fall eines Paracelsus, zu Beginn des 16. Jahrhunderts, ist weniger eindeutig: von aussen erklärt er der «Schulmedizin» den Krieg, denn er konnte nie ein medizinisches Diplom vorweisen. Er hat aber mit Erfolg Chirurgie betrieben, er hat Erfahrung in Bergbau und mit Metallen. Er hat sich ein System aufgebaut, das er der galenischen Tradition entgegenhält: er schlägt eine «Heilkunst durch das Feuer» vor, die er «Spagyrismus» nennt. Seine starke Persönlichkeit, seine zahlreichen Schriften tragen ihm Schüler unter den Ärzten ein. So wird er der Begründer einer neuen

Schule der Heilkunst: der Chimiatrie, auf die sich mehrere Ärztegenerationen berufen, die in ihren Laboratorien die geheimen Vorgänge der Natur, die in den Sternen, Pflanzen und Gesteinen verborgenen Schätze zur Entfaltung bringen möchten. Der Wissensdurst des Paracelsus liess ihn als grossen Neuerer erscheinen. Man findet jedoch in seinen Schriften zuviele magisch-religiöse Elemente (Geister, Dämonen, Beschwörungsformeln, Amulette, magische Formeln), als dass man in seinem Werk den Beginn der «modernen» Wissenschaft begrüssen könnte.

Tatsächlich wird sich die experimentelle Disziplin in der Medizin erst im Laufe des 19. Jahrhunderts durchsetzen. Doch schon in früheren Zeiten — sogar im 2. Jahrhundert durch Galenos — wurden Experimente unternommen, die diesen Namen verdienen, aber lange blieb das Experiment auf einen Teilbereich der medizinischen Auseinandersetzung beschränkt, der Rest war den jeglicher Kontrolle entzogenen spekulativen Systemen ausgeliefert.

Experiment und Selbstkritik

Die experimentelle Medizin unterstellt ihre eigenen Versuche einer permanenten Selbstkontrolle. Sie fordert eine strenge Definition der den experimentellen Varianten unterstellten Parameter, diese müssen adäquat sein, ihre Modifizierungen müssen konstatierbar, quantifizierbar und wiederholbar wahrgenommen oder aufgezeichnet werden können. Je strenger die Beweis- und Versuchskriterien werden, desto mehr gelten die jeweils erzielten Resultate als provisorisch. Man denkt an andere Faktoren, an vernachlässigte Variablen, an Phänomene, die sich manifestieren würden, wenn man das Experiment auf anderer Ebene durchführte. Im Masse, indem das Ethos der Verifikation und des Gegenversuchs als letzte Entscheidungsinstanz eingesetzt wird, ist die wissenschaftliche Medizin bereit, alles bisher Erreichte in Frage zu stellen — was oft einer Zerreissprobe gleichkommt. Sie ist sich selbst die kritischste Instanz, stets im Begriff, sich zu revidieren. Sie stellt neue Hypothesen auf und setzt neue Techniken ein; sie versucht, die neuen Erkenntnisse und Ergebnisse der Grundwissenschaften (Physik, Chemie, Biochemie usw.) für sich zu nutzen. Sie ist in ihrer Kritik sich selbst gegenüber viel anspruchsvoller und strenger als dies bei der Antimedizin der Fall ist. Sobald ein neues Instrument ihr eine bessere Entscheidungshilfe in die Hand gibt und ihr ermöglicht, Phänomene auf molekularem oder atomarem Gebiet zu erfassen, ist sie bereit, alles aufzugeben, was ihr richtig schien, solange sich die Tatsachen auf einem anderen Niveau darstellten. Es ist das Fortschrittsmodell der Medizin, das die Antimedizin für ihre Zwecke auszunutzen scheint: mit Effekthascherei,

Auch wenn sie sich «sanft» nennt, ahmt sie mit geringerem Einsatz und weniger experimenteller Sorgfalt den selbstkritischen Prozess der wissenschaftlichen Medizin nach.

Paramedizin der Hygiene

Eine Bemerkung ist hier allerdings am Platz. Die Antimedizin ist manchmal eine Paramedizin, die sich eines Gebietes wieder bewusst wird, aus dem sich die stark instrumentalisierte Ärztekunst zurückgezogen hat. Dieses Gebiet gehörte seit der Antike zur ärztlichen Tradition: es ist die Hygiene. Nicht nur die Hygiene, die vor Ansteckungen, Giften und Beeinträchtigungen von der Aussenwelt schützen soll, sondern die Hygiene als Regulierung der körperlichen und geistigen Betätigungen im Hinblick auf deren Ausgewogenheit. Eine mitunter etwas starre Tradition spornte dazu an, auf die Luft, die Nahrungsmittel, auf die Abwechslung zwischen Betätigung und Ruhe, zwischen Schlafen und Wachen, Aufnahme und Ausscheidung zu achten — und dabei auch die Leidenschaften der Seele nicht zu vergessen. Wenn heute diese Faktoren von den Ärzten (Hygieniker oder Psychosomatiker) nicht genügend beachtet werden, so findet man mehr oder weniger ernsthafte (zum Teil sehr ernsthafte) Praktiker der diversen «Körpertechniken», die einem stets steigenden Bedürfnis nachkommen.

Wie soll man leben? Diese Frage ist zur allgemeinen Sorge geworden. Ratschläge werden erwartet, eine Übernahme der Verantwortung, mehr oder weniger autoritäre Richtlinien. (Es gibt auch bei den permissivsten «Techniken» einen verdeckten Autoritätsanspruch.) Die bedrängende Frage nach der «richtigen Lebensweise» ist um so gerechtfertigter, als sie durch stresserzeugende Situationen im Alltag der grossen Städte bedingt ist. Die Sorge um die «bessere Lebensweise» kann jedoch auch zu grossen Raum einnehmen: Hypochondrie, Narzissmus, mehr oder weniger begründete Phobien vermischen sich oft mit der Suche nach der physischen «Form», der gesunden Diät. Dazu können Zwangsrituale kommen, die dazu führen, dass der ganze Alltag der Überlegung unterworfen ist, ob dies oder jenes nun gesund oder ungesund sei. Bei den Anhängern des Gesundturnens und der Heilkräuter gibt es eine Tendenz zum Überkonsum dieser Produkte, dem ein enormes Marktangebot entgegenkommt.

Meine bisherigen Überlegungen, angefangen beim aufschlussreichen Text des Plinius, betreffen die Theorien, die Ressourcen, die Methoden der Medizin. Ein gemeinsamer Wert blieb bei den einen wie bei den andern: die Sorge um die Wiederherstellung oder der Erhaltung der Gesundheit, der körperlichen Integrität. Und dieser Wert konnte wohl kaum in Frage gestellt werden, da er eng mit unserem «Selbsterhaltungstrieb» zusammenzuhängen scheint.

Gesundheit und Seelenheil

Nun aber gibt es in der Kultur des Westens eine Strömung, welche zwar nicht den Zweck der Medizin, doch zumindest ihre Vorherrschaft in Frage stellt. Es gibt eine Antimedizin — sie verdient vielleicht als einzige diesen Namen —, deren Wesen darin besteht, dass die Gesundheit des Körpers nicht der Wert ist, der allen anderen vorangeht; dass die Gesundheit der Seele oder besser das Heil der Seele bei weitem wichtiger ist. Dieser Gedanke hat sich im Rahmen eines dualistischen Asketismus manifestiert, der das Christentum gewisser Kreise und bestimmter Epochen kennzeichnete. Schon die biblischen Texte warnen davor, den Ärzten eine zu grosse Bedeutung beizumessen. So die Sünde des Köngis Achasia: «Sogar während seiner Krankheit suchte er nicht den Ewigen, sondern zog die Ärzte zu Rate» (2. Könige 1,2). In seiner asketischen Richtung schreibt das Christentum der Krankheit sogar eine positive Funktion zu. Ein anonymer mittelalterlicher Autor wagt zu schreiben:

> Wenn der Mensch wüsste, wie nützlich ihm die Krankheit wäre, möchte er nie mehr ohne Krankheit leben. Warum? Weil die Gebrechlichkeit des Körpers die Gesundheit der Seele ist ... Wie? Durch die Krankheit des Körpers wird die Empfindsamkeit erreicht, die Eitelkeit zerstört, die Neugier vertrieben, die Welt und der leere Ruhm auf nichts reduziert, der Stolz entleert, der Neid beseitigt, die Begierde verbannt ... Durch den Hass der Welt macht sie zur Liebe Gottes geneigt.

Am Ende der Antike, zwischen dem zweiten und dem fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung, wurde die Figur des Christus ständig jener Äskulaps entgegengehalten. Die Verteidiger Christi haben ihn als den «wahren Arzt», den Heiler der Seelen und der Körper dargestellt. Christus wird als Heiler betrachtet wegen des Leidens, das er erduldete, aber auch dank dem Tod (*pia occisio,* frommer Mord), den er auferlegt, indem er im Gläubigen den «alten Menschen» tötet.

Dies ist ein Anlass, um auf das Wort des Apostels Paulus hinzuweisen: «Denn wenn ich schwach bin, so bin ich stark» (2. Korinther 12, 10). Ein gutes Beispiel der religiösen Haltung bezüglich der Krankheit findet sich in den Briefen des heiligen Bernhard. Er empfiehlt, nicht den Arzt zu rufen, keine kostspieligen, aus fernen Ländern stammende Medikamente einzunehmen, sich mit den einfachen zufriedenzugeben, die im Garten des Klosters wachsen, und vor allem die Krankheit geduldig zu ertragen. «Heile meine Seele, Herr, denn ich habe gesündigt.»

Mit Sicherheit konnten die medizinischen Techniken, die Chirurgie inbegriffen, nur an Ort treten oder an Terrain verlieren, solange diese Ansichten überwogen.

Paradoxerweise hat jedoch die asketische Antimedizin einen beträchtlichen Einfluss auf die Weiterentwicklung der Medizin ausgeübt. Die Sicht der Krankheit als Mittel der Identifizierung mit Christus blieb nicht ohne Folgen. Für den Kranken bedeutete es einfach, sich Gott zu überantworten. Aber für jene, die dem Kranken beistanden, war es eine Aufforderung, ihn zu achten, als sei er ein Bild des leidenden Christus. «Die Kranken aufsuchen» figuriert unter den «barmherzigen Taten», welche Christus selbst empfahl: «Was ihr nicht getan habt einem unter diesen Geringsten, das habt ihr mir auch nicht getan» (Matthäus 25, 45).

Daher im Mittelalter die Entstehung der barmherzigen Orden, die Lazarette, Hospize, Spitäler und Gotteshäuser gründeten. So wird es möglich, gemäss einer Aufforderung, «unsere kranken Herren zu ehren» und «ihnen zu dienen wie Jesus Christus». Freilich handelt es sich zuerst um die Gewährung von Unterkunft, Aufnahme, Trost, Nahrung und Gebet. Aber die *Pflege* folgt, auch wenn lange nur der «Bruder Apotheker», Kenner und Verabreicher der Heilkräuter, die Rolle des Arztes ausüben durfte.

Das Spital (oder gemäss einem aus dem Griechischen übernommenen Ausdruck: die Klinik) wird erst spät, zwischen dem 18. und 19. Jahrhundert, die Stätte der wissenschaftlichen ärztlichen Arbeit. Das Paradoxe ist, dass das Spital als Institution seine Existenz einer Gedankenrichtung verdankt, welche die Barmherzigkeit und das Mitleid für höhere Werte ansah als den Genuss und das physische Wohlbefinden und den zu deren Erhaltung eingesetzten medizinischen Techniken. Langfristig hat die radikalste Form der Antimedizin nachträglich eine entscheidende wissenschaftliche Entwicklung begünstigt.

Die moderne Spitalmedizin wäre nicht zu dem geworden was sie ist, wenn sie nicht das Resultat zweier historischer Faktoren wäre: dem Geist der Vernunft und des Experimentierens, hervorgegangen aus den wissenschaftlichen Revolutionen, die die westliche Geschichte seit dem 12.–13. Jahrhundert kennzeichneten; dem Geist der Barmherzigkeit, der unter Anerkennung der Ordnung der Natur dem menschlichen Leben einen Wert beimisst, der «die Ordnung der Körper» übersteigt. Wir wissen es alle auf unbestimmte Art, aber die Geschichte lehrt uns, es mit mehr Klarheit festzustellen: das Mitleid allein reicht nicht, wenn man gesund werden will. «Man muss sich auch selbst helfen» durch die Kenntnis der Naturgesetze; dies ist das Erbe der wissenschaftlichen Medizin, der Griechen. Hingegen genügt es nicht, den Körper zu heilen, vielmehr muss die Barmherzigkeit im leidenden Körper das respektieren, was unsere Beziehung zu den anderen der Herrschaft des Absoluten unterstellt, und das verdanken wir der jüdisch-christlichen Tradition. Man sollte diese zweifache Tradition bewahren, denn in ihr vereint sich die wahre Medizin und die einzige Antimedizin, auf die zu hören lohnt.